

Theater

Wäsche von der Leine

Unter dem Slogan „Kultur gegen Gewalt“ gastiert das mazedonische Roma-Ensemble „Pralipe“, das jetzt in Mülheim lebt, erstmals in den Ost-Ländern der Republik.

Neben dem Pech an sich, Ossi zu sein, haben die Deutschen im Osten neuerdings noch das Pech, als besonders ausländerfeindlich zu gelten. Man muß sich schämen, Nachsitzen tut not, Gesinnungsexerziten für Gleichgesinnte sind vielerorts im Angebot – doch es ist da auch ein Wanderspektakel unterwegs, das nicht an Zerknirschungsbereitschaft appelliert, sondern an Neugierde, Schaufreude, Lust.

Ein leuchtend roter Feuerlöscher prangt in ostdeutschen Städten auf Plakaten mit dem Slogan „Kultur gegen Gewalt“, und darunter lockt der Spruch, der bekanntlich dazu rät, die Wäsche von der Leine zu nehmen: „Die Zigeuner sind wieder da!“

So wirbt das Theater „Pralipe“, das einzige europäische Roma-Theater, das aus dem jugoslawischen Mazedonien stammt und nun sein Quartier an der Ruhr hat, für seine erste Tournee durch die neuen Bundesländer. Wer guten Willens ist, auch in Frankfurt an der Oder oder Hoyerswerda, soll – zum Einheitspreis von acht Mark – erleben können, was das angeblich diebische Gesindel an Stolz, Artistik und künstlerischem Temperament zu bieten hat.

Finanziert wird die Tournee des Roma-Ensembles, die Mitte November in



„Pralipe“-Produktion „Bluthochzeit“: Kunst-Asyl an der Ruhr

Chemnitz begann und Ende Dezember in Rostock endet, vom Land Nordrhein-Westfalen, gespielt wird García Lorcas Leidenschaftstragödie „Bluthochzeit“.

„Pralipe“ ist keine Folklore-Truppe. Im Repertoire sind zur Zeit, neben García Lorca, Shakespeares „Othello“ sowie, zu einem Abend gerafft, „Sieben gegen Theben“ von Aischylos und „Antigone“ von Sophokles. Die „Bluthochzeit“ ist die Erfolgsnummer; offenbar schafft sie es am wirksamsten, ein Publikum, dem die herbe Melodik der Romanes-Sprache fremd bleibt, in Bann zu ziehen – durch ihre Bildkraft, ihre Musikalität, durch den Rhythmus ihrer balladenhaften Erzählweise. Das Einfache ist das Spektakuläre.

Es gibt keine Roma-Tradition, auf die sich dieses Theater berufen könnte. Es ist einzigartig, weil es nur durch unentwegte Selbsterfindung und Selbstbehauptung fortexistiert. Daß es einen verschütteten Stolz der Roma auf ihre Kultur gebe, der nur erweckt werden müsse, damit ihre Kunst aufblühe, behauptet der umtriebige Enthusiast, dessen Werk dieses Theater ist. Er heißt Rahim Burhan, er ist ein bärenhafter Mittvierziger, der verschmitzt hinter dem dichten Gestrüpp seines Bartes hervorschaut, dabei eine umarmende Wärme ausstrahlt, und er

verfolgt seit über 20 Jahren unbeirrbar seinen großen Traum vom Roma-Theater.

Burhan ist in jener verslumten Vorstadt des mazedonischen Skopje aufgewachsen, wo annähernd 40 000 Roma leben, die meisten Moslems, und er hat dort früh angefangen, Mitschüler oder Freunde durch missionarischen Kunsteifer zu Verbündeten zu machen.

Was sich so bildete, war ein bei allem Ehrgeiz eher amateurhafter, studententheaterhafter Trupp, doch Burhans erste große Produktion, eine Roma-Mythenphantasie, geriet auffällig genug, daß sie zu zwei ausländischen Theaterfestivals eingeladen wurden. Der lokale Roma-Kulturverein „Pralipe“ („Bruderschaft“), sonst für Folklorepflege zuständig, unterstützte die junge Schar, die deshalb noch heute so heißt, und Burhan arbeitete hartnäckig an der Professionalisierung der Seinen.

Dennoch blieb das Ensemble auch im Völkerwirrwarr Skopjes eine Exoten-truppe, die nie von ihrer Kunst satt werden konnte, und ohne Basis für kontinuierliche Arbeit. Gewinne aus einer Schuhmacherwerkstatt und einem Friseursalon halfen, den Betrieb aufrechtzuhalten; Haupt-Auftrittsort blieb ein Saal im „Haus der Jugend“, der auch türkischen und albanischen Volkstanzgruppen diente; unregelmäßige Subventionen gab es vielleicht nur, weil Burhans Schar bei Auslandsgastspielen gefeiert wurde. Ein Teil ihrer Kunst war nackte Überlebenskunst.

Daß aber nun, da im zerfallenen, grausig zerrissenen Jugoslawien an kein



Theatermacher Burhan: Sehnsucht nach Indien

Überleben mehr zu denken wäre, diese Schar im Ruhrgebiet Unterschlupf gefunden hat, ist Roberto Ciullis Tat.

Ciulli, der Italiener, der in Mülheim seit gut einem Jahrzehnt ein unkonventionelles städtisches Theater ohne Stadttheater-Ballast betreibt, war schon immer besonders neugierig auf multikulturelle Wirkungsmöglichkeiten der Bühne. 1986 und 1987 war die „Pralipe“-Truppe in Mülheim zu Gast, und Ende 1990 kam sie für ein Vierteljahr wieder, um eine neue Produktion zu erarbeiten und zu präsentieren, die dann auf Tournee zurück nach Jugoslawien ging. Das war García Lorcas „Bluthochzeit“.

Daß es zu Hause aber keine Zukunft mehr gäbe, war wohl abzusehen, und Ciulli erkämpfte seinen Freunden eine Bleibe in Nordrhein-Westfalen: Seit September 1991 ist Burhans Ensemble dem Theater an der Ruhr angegliedert und bekommt vom Land einen Jahreszuschuß von 400 000 Mark – das Existenzminimum für einen Künstler-Clan, der mit Kind und Kegel etwa 35 Personen umfaßt. Etwa das Doppelte spielen sie durch Tourneen ein.

Natürlich ist die Förderung dieses Ensembles auch eine Paradoxie in einem Land, das zur selben Zeit Millionen aufwendet, um für ein paar hundert heimkehrwillige Roma in Skopje Häuser zu bauen, und natürlich machen auch die „Pralipe“-Leute ihre Erfahrung mit den Widersprüchen der Ausländerpolitik: Zwei inzwischen volljährig gewordene Kinder aus der Gruppe sollen nach Mazedonien zurückgeschickt werden.

Rahim Burhan, ein ausschweifend gebildeter Autodidakt, der ein halbes Dutzend Sprachen spricht, aber nicht Deutsch, ist ein Schwärmer, kein Streiter in ausländerpolitischen Grundsatzdebatten. Er kraut seinen Bart, wenn er sich nach der Vorstellung dem Gespräch mit dem Publikum stellt, und bekennt, daß ihn die Tournee durch die neuen Bundesländer einfach als schöne Chance freut, für Kraft, Eigenart, Selbstbewußtsein der Zigeunkultur zu werben. Seine Ästhetik, die nach Feierlichkeit, Strenge, archaischer Großartigkeit strebt, hat vielerlei Ursprünge; er selber verweist gern auf das indische Kathakali-Theater – in Indien liegt schließlich die Ur-Heimat der Zigeuner, und wenigstens einmal möchte er mit seinem Ensemble dorthin heimkehren.

Sein Theater ist nicht literarisch. Es wirkt durch Bildhaftigkeit, expressive Körpersprache und Melodramatik. Doch auf seiner Ost-Tournee fand es einmal sogar, was es sonst oft entbehren muß: sprachkundiges Publikum. In Leipzig hatte die städtische Ausländerbeauftragte ein Grüppchen mazedonischer Roma aus einem Asyl ins Theater mitgebracht.

Fernsehen

Deppen und Dimpfln

Die Bayerngaudi „Theater-Stadl“ treibt für RTL die Quoten hoch. Stadl-Chef Peter Steiner versucht sich nun auch als Volksmusik-Tribun.

Es muß eine Sternstunde des deutschen Geisteslebens gewesen sein, als der Steiner Peter im September seinen 65. Geburtstag feierte. Unter jenen, welche der „Zwiderwurz'n“ Steiner ihre Reverenz erwiesen, war auch ein Mann der Bonner Politik.



Familienbetrieb Theater-Stadl, Chef Steiner (M.): „Was der Mehrheit gefällt“

Festredner Peter Glotz berichtete von leisen Zweifeln, die „manchmal auch die Gourmets“ des Kulturbetriebs heimsuchten („Bitte nicht noch ein langsamer Kirschgarten“), und würdigte die Verdienste des Jubilars: Der habe nicht nur „ein pralles, aber auch schwieriges Leben“ bewältigt, sondern diene bis heute der „populären Kunst“ – zum „Vergnügen von Tausenden“.

Da hatte der SPD-Eierkopf Glotz stark untertrieben. Nicht Tausende delectieren sich an den künstlerischen Bemühungen des Theatermachers Steiner, es sind Millionen. Und das allwöchentlich.

Samstag für Samstag bringt es „Peter Steiner's Theater-Stadl“, zur allerbesten Sendezeit im RTL-Programm, auf fünf-

bis sechseinhalb Millionen Fernsehzuschauer. Der Erfolg des Gaudiburschen mit Kugelbauch und grauem Walroßschnauzer ist, so sieht es auch RTL-Boß Helmut Thoma, „ein Phänomen“.

Mögen Kritiker die Steiner-Truppe ebenso belächeln wie den falschgesetzten Apostrophen im Bühnennamen; mag den Nörglern auch die angebliche „Publikumsverdummung“ so sauer aufstoßen wie ein mißratener Schweinebraten – die stetig wachsende Zuschauerschaft, laut Einschalt-Forschung schwerpunktmäßig weiblich und jenseits des vierten Lebensjahrzehnts, hält dem Komödianten Steiner die Treue.

Der spielt in Stücken wie „Sei net so dumm, Opa“ und „Der Kohlrabi-Apostel“ die immergleiche Rolle des schelmischen Grantlers – doch verkörpert er, laut Thoma, „einen höheren kulturellen

Wert als die meisten amerikanischen TV-Movies“. Wohl deshalb darf Steiner seit vergangener Woche, in Nachfolge des unübertroffenen herzigen Zahnweiß-Duos Marianne & Michael, auch noch die RTL-Schrammelbude „Die Heimatmelodie“ moderieren.

Steiner, der einst nicht nur den Elektrikerberuf erlernt hat, sondern auch an der Münchner Falckenbergschule die gehobene Schauspielerei studierte, kann das Quotenglück kaum fassen: „Damit hab' ich nimmer gerechnet.“

Und dann erinnert er sich, die kleinen Augen rührungsfeucht, an jene trüben Tage, als die Kunst allein ihn nicht nährte. Während der Kriegszeit irrte er auf Tegernseer Bauernbrettln und im Ingolstädter Stadttheater herum. Auch reiste